

„Was nützt sein Tod diesem Lande?“

Wilhelm Hauffs Novelle „Jud Süß“ von 1827 –
ein Meilenstein des Antisemitismus

Von Kurt Oesterle

Eine negative Bilanz ist schnell gezogen: Wer Wilhelm Hauffs Novelle aus dem Jahr 1827 als jüdenfeindlich verwerfen will, dem gelingt dies nach einer ersten, emotionalen Lektüre reibungslos – und besser als nach jeder weiteren. Ja, notgedrungen emotional verläuft diese Lektüre, und es kann kaum anders sein, allein wegen der Sprache, die man nach Auschwitz nicht mehr lesen will, weil sie unrettbar in die Vorgeschichte des Holocaust verwickelt ist.

Mit Sprache meine ich hier noch nicht einmal die Figurenrede, die sich vom Erzählerbericht absetzen läßt und von der man sagen kann: Sie ist nicht die Sprache des Erzählers oder des Autors, sondern die Sprache der Leute, denen er aufs Maul geschaut hat. Nein, ich meine den Erzählerbericht selbst, und von ihm besonders den Teil, den man die epische Hardware nennen könnte. Bei Hauff trägt er die Färbung einer unempfindlichen, unreflektierten und aufs Typische zielenden, das Typische festschreibenden Alltagsrede. Das beginnt bereits beim Titel: „Jud Süß“ – er wirkt signalhaft wie ein Judenfleck und war auch schon damals stark antisemitisch aufgeladen. – Namenspolemik ist spätestens seit dem 18. Jahrhundert ein Element der Jüdenfeindschaft gewesen, und es spricht viel dafür, daß der „Jud Süß“ ein Modell antijüdischer Namenspolemik in der Moderne war.

Aber, so könnten Sie einwenden, der Name beweist doch nichts, denn auch der Romancier Lion Feuchtwanger und die Historikerin Selma Stern haben ihre Bücher noch hundert Jahre danach „Jud Süß“ genannt.

Stimmt, nur daß für diese Autoren die Zeit reif war, auf je eigene Art nach der wahren Wirklichkeit des Joseph Süß-Oppenheimer zu suchen, die allzu lange hinter dem Namensstigma verborgen war. Nun sollte sie hervortreten, während bei Hauff schon nach wenigen Zeilen die umgekehrte Stoßrichtung bemerkbar wird: nämlich hinter dem Politiker und Magnaten, hinter dem Sohn, Bruder und Menschen stets den „Jud Süß“ ausfindig zu machen oder zumindest das, was die Legende von ihm behauptete. Darum erfahren wir als Leser wenig über die eigentliche *Causa Süß-Oppenheimer*, kaum mehr über den aufsehenerregenden Stuttgarter Prozeß und am wenigsten über die Schuld, die der Mann angeblich auf sich geladen hat. Es heißt nur immer wieder schwammig, daß er mit seiner vom Herzog geliehenen Macht Land und Leute ausplündere, auch aus Eigennutz. Der Delinquent, den Hauff uns mit strenger Erzählerhand vorführt, ist von Anfang bis Ende unwandelbar immer ein und derselbe: „der gefürchtete Jude“, der „jüdische“, „mächtige“, „allgewaltige Minister“, immer wieder der „Jud Süß“ oder einfach der „fürchterliche Mann“, dessen „glänzende, funkelnde Augen lebhaft und lauernd durch die Reihen“ laufen. Alle paar Abschnitte wird so auch außerhalb der Figurenrede das in Hauffs Zeit noch immer abstoßend leuchtende Bild Süß-Oppenheimers bestätigt und erneuert. – Zeigt oder verrät der Erzähler damit nicht, daß er selbst mit der feindseligen, neunzig Jahre alten Süß-Oppenheimer-Legende übereinstimmt, zumindest weitgehend? Mehr noch: daß er peinlich darauf achten muß, bloß kein gerechteres Bild dieses Mannes entstehen zu lassen? Jedenfalls schlägt er die Gelegenheit, neutral zu erscheinen, mit solchen rhetorischen Gesten aus.

Doch wer ist dieser Erzähler überhaupt, wenn man mit „Erzähler“ eine Funktion, eine Stimme, eine Botschafter-Rolle und keine Person meint? Wer präsentiert uns dieses „Jud-Süß“-Material? Eine Frage, die ange-

sichts des literarischen Charakters von Hauffs Geschichte bedeutsam ist.

Gesichert scheint: Es ist kein Ich-Erzähler, sondern ein personaler und auktorialer Erzähler, der sich auch im Innenleben seiner Figuren, zumindest der meisten, auskennt. Ob er die vorgetragene Geschichte aus den Jahren 1737 und 38 selbst erlebt hat, wird nicht deutlich. Dafür verstärkt sich im Lauf der Lektüre der Eindruck, daß sich sein Personal gleichermaßen aus historischen Personen und erfundenen Figuren zusammensetzt. Auch was die historische Wahrheit seiner Erzählung angeht, wirkt ihr Vermittler unbekümmert, jedenfalls scheint er nicht das Bedürfnis zu kennen, uns mit Quellenangaben zu beeindrucken – bis im letzten Satz plötzlich ein Ich-Erzähler auftritt, der sich als identisch mit dem bisherigen Er-Erzähler zu erkennen gibt, zumal er nun immerhin eine Quelle offenlegt, aus der er seinen Stoff bezogen hat. Diese Quelle ist - lakonisch genug - sein eigener Großvater. Eine winzige Floskel nur, aber sie erhellt viel. Denn dieser Großvater, das läßt sich jedem Anmerkungsapparat zur „Jud Süß“-Novelle entnehmen, ist Wilhelm Hauffs eigener Großvater gewesen: der vormalige Landschaftskonsulent Johann Wolfgang Hauff, der von 1721 bis 1801 lebte und dessen Garten in Stuttgart einst unmittelbar an den Garten des Ministers Süß-Oppheimer grenzte. Damit gibt der Enkel und Autor sich selbst als Erzähler zu erkennen, damit stellt Hauff klar, daß er selbst für die Haltung des Erzählers, für sein Geschichtsbewußtsein, seine Sprache verantwortlich ist.

Mehr über seine Quellen gibt er nicht preis. Am 19. Juni 1827 allerdings offenbart er seinem Verleger Cotta in einem Brief, in dem er den „Jud Süß“ zur Veröffentlichung anbietet, seine Novelle sei „nach genauestem Quellenstudium“ verfaßt. Das klingt nach mehr als nur einer gründlichen Abschöpfung mündlicher Überlieferung, und tatsächlich hat

Hauff sich für seinen „Jud Süß“ aus alten Flugschriften, Moritaten, Spottgedichten, Zeitungsartikeln, Chroniken, zeitgenössischen Stichen und, soweit zugänglich, aus den Prozeßakten bedient. Man sieht also, womit er Cotta locken will: mit der Echtheit, der Verbürgtheit, dem Ursprungscharakter seiner Geschichte oder was er dafür hielt. Und Cotta dürfte verstanden haben; denn Hauffs Modell historischen Erzählens war im Jahr davor, 1826, erstmals mit Erfolg angewandt worden – in dem Roman „Lichtenstein“, einer Art geschichtspoetischen Gründungssaga des protestantischen Württemberg, der ihr Verfasser auch ein paar allgemeine Bemerkungen vorausschickt; darin wird ein Grundriß jenes vaterländisch-romantisierenden Erzählens geboten, das Hauff in Deutschland maßgeblich konzipiert hat; er schreibt:

„Sollte es ein zu kühnes Unternehmen sein, eine historische Sage der Vorzeit in unsern Tagen wiederzuerzählen? Sollte es unbillig sein, zu wünschen, daß sich die Aufmerksamkeit des Lesers nach den Höhen der Schwäbischen Alb und nach den lieblichen Tälern des Neckars wende? Die Quellen des Susquehannah, die grünen Ufer des Tweed sind auch bei uns in aller Munde. (Doch muß es so sein), daß wir in Schottlands (oder Amerikas) Geschichte besser bewandert sind als in der unserigen, und daß wir die religiösen und weltlichen Händel unserer Vorzeit bei weitem nicht so deutlich kennen als die der Presbyterianer und Episkopalen Albions? Auch wir hatten eine Vorzeit, reich an bürgerlichen Kämpfen; darum haben wir gewagt, ein historisches Tableau zu entrollen, das, wenn es auch nicht jene kühnen Umrisse der Gestalten, jenen zauberischen Schmelz der Landschaft aufweist, doch eines zur Entschuldigung für sich haben möchte, ich meine die historische Wahrheit.“

Diese Worte sind nicht auf „Jud Süß“ gemünzt, obgleich sie auch darauf zutreffen; das lyrische Motto, das Hauff ihr vorangestellt hat, belegt es:

„Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehen,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen stürmisch sich erneun.“

Ich werde auf diese Verse, auf ihren Urheber sowie den Augenblick ihrer maximalen Wirkung zurückkommen.

Hier ist festzuhalten, daß Hauff zwar von historischer Wahrheit und sich wiederholenden Geschichtskonflikten spricht, in seiner Novelle aber Fakten und Fiktion, Dokument und Sage, Gedächtnis und Legende miteinander vermischt. Kein Wunder, daß im Gehäuse seiner Erzählung historische und poetische Wahrheit oft kollidieren, einander widersprechen, sich teils widerlegen. Die hemmungslose Vermengung der Gattungen mag als Indiz für den Machwerk-Charakter seiner Novelle genommen werden; aber es hat sich in diesem Gemisch auch eine dichterische Erkenntniskraft erhalten, die wenigstens hin und wieder über die Erkenntniskraft des selbsternannten Landeshistorikers Hauff hinausschießt und uns berechtigt, zumindest Partikel dieser Erzählung für rettbar zu halten.

Der Verleger Cotta druckte die Novelle „Jud Süß“ noch in demselben Jahr, das Hauffs Todesjahr werden sollte, er druckte sie im vielgelesenen „Morgenblatt für gebildete Stände“. Wilhelm Hauff starb, noch nicht 25-jährig, am 18. November 1827. Im Jahr darauf wurde die Erzählung erstmals in eine eigenständige Sammlung mit Hauff-Novellen, ebenfalls bei Cotta, aufgenommen. In den kommenden Jahrzehnten ist sie nicht nur in verschiedenen Hauff-Gesamtausgaben erschienen, sondern auch in zahlreichen Einzelpublikationen, darunter bearbeitete Leseausgaben

für die Jugend sowie Bühnenfassungen (und Übersetzungen; auf hebräisch kam der „Ha-jehudi Siss“ übrigens 1903 in Warschau heraus). Das Jahr 1867 wird von der Hauff-Forschung als Gipfelpunkt im „Kanonisierungsprozeß“ des „Jud Süß“ erachtet, weil die Novelle da in Reclams populäre Universalbibliothek einging, wo sie bis 1942 ununterbrochen aufgelegt wurde. Die erste nennenswerte literarische Adaption des Süß-Opfenheimer-Stoffes, die Hauffsche – sie hat eine unübersehbar breite Spur durch mehr als ein Jahrhundert deutscher Geschichte gezogen, bis hin zur „Dekanonisierung“ der Novelle, die freilich erst nach 1945 einsetzte. Hatten bis dahin die literarischen Abbilder die historische Figur des „Jud Süß“ überschattet, so stand die Erzählung nun im Schatten des Veit-Harlan-Films, dessen Macher sich ja auch bei Hauff bedient hatten. Einzelpublikationen der Erzählung erschienen nicht länger vertretbar. Von jetzt an mit dem Geruch des Antisemitischen behaftet, wurde der Text nur noch in Hauffs Gesamt- und Werkausgaben aufgelegt, wo er in der Fülle anderer Texte quasi untertauchen konnte; in zahlreichen Literatur-Lexika, in denen Hauffs Leben und Werk dargestellt ist, wird seine Autorschaft am „Jud Süß“ in der Regel nicht erwähnt. Erst die germanistische Forschung der vergangenen zwei Jahrzehnte hat die Novelle wieder ans Licht geholt, um ihr einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte vor dem Holocaust anzuweisen.

Da wir Hauffs Erzählung hier mehr historisch als literaturwissenschaftlich durchleuchten, will ich Ihnen nun den Inhalt zusammenfassen; danach sollen Sie eine Reihe von Zitaten hören, die nicht aus dem Erzählerbericht stammen, sondern den Figuren zuzuordnen sind, also nicht zwingend Hauffs eigener Sichtweise entsprechen, sondern in groben Umrissen das Bild wiedergeben, das in der württembergischen Öff-

fentlichkeit von Joseph Süß-Oppenheimer lange vorgeherrscht haben mag:

Die Erzählung setzt auf einem Maskenball in Stuttgart ein. Es ist der 12. Februar 1737, und der zweitmächtigste Mann des Landes feiert auf diesem recht unevangelischen Karneval seinen vierzigsten Geburtstag. Schnell wird deutlich gemacht, daß ganz Württemberg, von ein paar Günstlingen abgesehen, diesen Mann haßt, und zwar weil er einen staatsgefährdenden Einfluß auf den Herzog hat – und weil er Jude ist; das eine scheint mit dem anderen verbunden. Süß-Oppenheimer soll sogar im Besitz eines herzoglichen „Freibriefs“ sein, der ihn über alle Gesetze stellt, was den Haß auf ihn steigert.

Gustav, der Sohn des Landschaftskonsulenten Lanbek und promovierter Jurist, hat sich in Lea Oppenheimer, die jüngere Schwester des Finanzministers Süß, verliebt. Er ist wie sie auf dem Maskenball anwesend, als „Sarazene“ verkleidet (lange ein Sammelbegriff für Muslime, Araber und Türken gleichermaßen). Gustav Lanbek wird Zeuge, wie schwäbische Patrioten – einer der Radikalsten ist gekleidet wie ein Bauer „aus dem Steinlachtal“ – unter Berufung auf die „Maskenfreiheit“ den jüdischen Staatsminister mit Worten angreifen und beleidigen – so scharf, daß man sich fragt, wie sehr diese Leute den angeblich allmächtigen Mann eigentlich fürchten.

Nach dem Ball wird Gustav ohne erkennbaren Grund verhaftet, auf Befehl des Ministers, der versucht, Gustavs Beziehung zu Lea gegen den alten Lanbek und seine herzogskritischen Freunde auszunützen. Dazu nötigt er Gustav noch in der Haft ein wichtiges Staatsamt auf und fordert von ihm die Heirat mit seiner Schwester Lea. Sollte er sich weigern, drohe ihm Festungshaft – Gustav sieht sich der unbeschränkten Macht des Parvenüs ausgeliefert und weiß keinen Rat. Denn in das Angebot einzuwilligen, würde ihn vor dem Volk als Günstling des „Jud Süß“

kompromittieren und das Verhältnis zu seinem hochgeachteten Vater belasten. Und richtig: Als Lanbek senior von der Verbindung seines Sohnes mit Lea Oppenheimer erfährt, kommt es beinahe zum Bruch zwischen den beiden. Gustav zappelt in den Seilen der Liebesverstrickung, die durch einen heraufziehenden Staatsstreich noch kompliziert wird; während sein Vater, der für die alte Machtteilung zwischen dem Herzog und den Landständen eintritt, sich zusammen mit seinen Freunden zur Gegenverschwörung genötigt sieht.

Diese Verschwörung ist längst geplant und muß nun rasch ausgeführt werden, weil der Herzog und sein jüdischer Minister ihrem Ziel nahe sind: die ständischen Rechte zu beschneiden und das Land absolutistisch und - schlimmer noch - wieder katholisch zu machen. Nach dem überraschenden Tod des Herzogs will Süß-Oppenheimer fliehen, er kann aber von den Vertretern der Stände festgenommen und ins Gefängnis geschafft werden. Trotz großer Gewissensnöte gibt Gustav, der im bevorstehenden Prozeß gegen den gestürzten „Allgewaltigen“ die Rolle eines Richters spielen soll, Leas tränenreicher Bitte nicht nach, einen Brief zu beseitigen, der den Angeklagten schwer belastet.

Gustav Lanbek aber, heißt es gegen Ende, habe nie wieder gelächelt. „Noch Anno 1793 sah man ihn als einen hohen, magern Greis an einem Stock über die Straße schreiten; seine Miene war ernst und düster, aber sein Auge konnte zuweilen weich und teilnehmend sein. Er hat nie geheiratet, und die Sage ging damals, daß er nur einmal und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod freiwillig im Neckar fand.“

Jetzt zu den Zitaten, damit Sie einen klimatischen Eindruck erhalten – von schwankenden Temperaturen. So spricht der noch maskierte Sarazene:

„(Ein) Zivilist hat zu dieser Zeit wenig Aussicht, wenn er nicht ein Amt für fünftausend Gulden oder für sein Gewissen und ehrlichen Namen

beim Juden kaufen will! Doch diese Bretterwände haben Ohren... Der Herzog ist ein tapferer Herr, der Krieg ist sein Vergnügen; leider fällt für uns andere selten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß diese Juden und Judenchristen das Zepter führen.“

Das nächste Beispiel; es zeigt, mit welchen Augen Gustav Lanbek den kartenspielenden Süß-Oppenheimer betrachtet:

„Er gestand sich, daß das Gesicht dieses Mannes von Natur schön und edel geformt sei, daß sogar seine Stirne, sein Auge durch Gewohnheit zu herrschen etwas Imponierendes bekommen haben; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augenbrauen, wo sich die freie Stirne an die schön geformte Nase anschließen wollte, das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämischen Zug um den Mund nicht verbergen, und wahrhaft greulich schien dem jungen Mann ein heiseres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.“

Und weiter: Der Bauer von der Steinlach stellt beim Maskenball einer Figur namens Hans, unverkennbar eine Inkarnation des schwäbischen Volksgeists, folgende Frage:

„'... warum hast du dir den Bart so spitzig wachsen lassen? Das sieht ja ganz jüdisch aus.' ‚Es ist halt so Mode‘, erwiderte Hans, ‚seit die Juden Meister im Lande sind; bald will ich vollends ganz jüdisch werden.' Als Hans diese letzten Worte sprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dicksten Haufen: ‚Warte noch ein paar Wochen, dann kannst du gut katholisch werden!‘“

Nun eine andere Tonlage – denn so sieht Gustav Lanbek die Jüdin Lea Oppenheimer:

„Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das schöne Mädchen. Man konnte ihr Gesicht die Vollendung orientalischer Züge nennen. Dieses Ebenmaß in den fein geschnittenen Zügen... ‚Wahrlich‘, rief er, ‚du gleichst der Zauberin Armida, und so denke ich mir die Töchter deines Stammes, als ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephtas.“

Dieses Lob von Leas Schönheit wird in einem Gespräch der beiden Schwestern Lanbek, Käthchen und Hedwig, noch einmal bestätigt, dann aber schroff korrigiert:

„‚So schön und anmutig sah ich in meinem ganzen Leben nichts; was sind alle Gesichter in Stuttgart gegen dieses herrliche Gesicht! Nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in sie verlieben können.‘ ‚Wie magst du nur so töricht schwatzen!‘ erwiderte Hedwig unwillig; ‚mag sie sein wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Jüdin.“

Oder die folgende Szene, in der es wieder um die Schwester des „Jud Süß“ geht, der zu diesem Zeitpunkt bereits auf dem Hohenneuffen eingekerkert ist und seinen Besucher, den jungen Lanbek, auf sie anspricht:

„‚...es gibt ein unglückliches, unschuldiges Mädchen, das wir beide kennen; als man in meinem Hause versiegelte, haben sie die rohen Menschen auf die Straße gestoßen – sie war ja eine Jüdin und verdiente kein Mitleid. – Mir, Herr, ist kein Pfennig geblieben, womit ich ihr Leben fristen könnte; ich weiß nicht, wo sie ist – geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almosen.‘ Der junge Mann ließ seinen Tränen freien Lauf, als er den Berg herabstieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man 500 000 Gulden in seinem Haus fand, doch beinahe 100 000 in Frankfurt habe, und Gustav konnte leicht ein-

sehen, daß ihn Süß durch diese Vorstellung von Elend nur habe weich stimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlassen und unglücklich sei.“

Nun zum Selbstverständnis der jüdischen Figuren in Hauffs Geschichte; so bekennt Lea über ihren Bruder:

„Er sieht mich lange und seufzend an, seine Augen werden trüber, seine Züge düster und er (sagt), ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich solle unablässig zu dem Gott unserer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für *seine Seele* ... (doch) was soll ich büßen? Niemand steht mir darüber Antwort, auch Sara nicht (ihre Mutter, die aber Randfigur bleibt), denn wenn ich sie darüber befrage, weicht sie aus oder nennt ihn geheimnisvoll den Rächer unseres Volks.“

Weiter: Süß-Oppenheimer nimmt fälschlich an, Lanbek junior liebe seine Schwester und wolle sie heiraten, wofür er sie gut auszustatten gedenkt. Aus Gustavs Mund erhält er folgende Antwort:

„Herr Minister, bedenken Sie doch den Unterschied der Religion.“
Darauf der Minister:

„Habt Ihr diesen bedacht, als ihr meiner Schwester diese Liebeleien in den Kopf setztet? War meine Schwester gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr sie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr so dächtet, dich und deinen ganzen Stamm würde ich verderben.“

Diese Worte sind durch einen Ehrenkodex gedeckt, den Süß-Oppenheimer seinem Gegenüber erläutert:

„Meint Ihr in Eurem christlichen Hochmut, einem Israeliten gelte die Ehre seiner Familie nicht ebenso hoch wie einem Nazarener?“

Doch bei Hauff muß Joseph Süß-Oppenheimer sich immer als „Jud Süß“ entlarven: So wie die Sorge um seine Schwester sich als Lüge entpuppt, wird in dieser Szene sofort offengelegt, was hinter der Familienehre lauert: Machtgier. Und da die Ehe zwischen Gustav und Lea sich nicht auf natürlichem Weg einstellen will, muß der „Jud Süß“ nachhelfen, skrupellos und unverfroren wie Schillers Franz Moor:

„Euer Vater ist gestern eines schweren Verbrechens beschuldigt worden, es steht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schicksal Eures Vaters; entweder – Ihr macht Eure Unvorsichtigkeit gegen mein Haus gut und heiratet meine Schwester, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und lasse (Euren Vater) in Ketten legen.“

Noch eine Stelle, diesmal nicht ohne böse Komik. In dem Glauben, Gustav habe bei ihrem Bruder um ihre Hand angehalten, sagt Lea zu ihrem Geliebten:

„'Ich bin nur froh, daß du nicht Katholik bist, da wäre (eine Heirat zwischen uns) nicht möglich, aber ihr Protestanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und seid doch eigentlich so gut Ketzer wie wir Juden.' ,Lea! Um Gottes willen, frevle nicht... O Gott, wie soll ich dir diesen furchtbaren Irrtum benehmen?' ,Ach, geh doch', erwiderte Lea, ,daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben euch zu stellen, bringt dich auf!'^

Der letzte Satz – ein Volltreffer!

Daß aber eine glaubensstarke, geschichtsbewußte Jüdin ihre eigene Religion für häretisch hält, scheint mir ganz und gar ausgeschlossen, abgesehen davon, daß es Unsinn ist. Denn wären die Juden Ketzer, müßte das Christentum dem Judentum vorausgegangen sein, so wie der Katholizismus dem Protestantismus, sonst wird kein Ketzerschuh daraus.

Welch schauerhaft verzerrtes, jammerwürdiges Echo auf Nathans Ringparabel!

Die Unkenntnis der Juden und des Judentums könnte ein Grund dafür gewesen sein, weshalb Hauff das Innenleben seiner jüdischen Figuren nicht abbildet, sondern ihre Subjektivität immer nur mittels direkter Rede sich selbst aussprechen läßt, aber nie - so wie bei anderen Figuren - durch erlebte Rede oder innere Monologe, kurz das, was einer in Wahrheit denkt und fühlt. So erfahren wir nie, wie es in Lea oder ihrem Bruder wirklich aussieht - es könnte ja anders sein, als sie selbst behaupten; nein, bei seinen jüdischen Figuren sieht der sonst von seiner Allwissenheit gern Gebrauch machende Erzähler von jeder Introspektion ab und vereitelt damit die Einfühlung des Lesers, dieses Intimwerden und Sich-Identifizieren, ohne das wir die Figuren nie ganz kennenlernen.

Statt dessen läßt er zu, daß sich sowohl Lea Oppenheimer als auch der „Jud Süß“ im Verlauf der Geschichte immer weiter von uns entfernen, sie treiben gewissermaßen davon. Und als sie schließlich untergehen, bleiben wir an der festen Hand des Erzähler-Autors zurück, nun den offenbar von ihm gewünschten Abstand einnehmend. Leas Tod im Neckar ist nur noch eine Mitteilung wert, die nicht einmal die Länge einer Zeitungsmeldung hat; und die Hinrichtung des Ex-Ministers wird am Ende lediglich noch einmal erwähnt, damit ihr Abschreckungswert nicht

in Vergessenheit gerät. Den leidenden, sterbenden Menschen wird die von Anfang an schwache Empathie – am Ende vollends entzogen. Wir hören nicht einmal mehr ihre Schreie.

Woher diese Mitleidlosigkeit, diese Mitgefühlsblockade? Sie hat die Juden auch zu Hauffs Zeit schon jahrhundertlang begleitet. Shylock spricht in seinem grandiosen Monolog auch von ihr, als er fragt: „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht?“ Empathie zu verweigern, heißt Menschenwürde in Zweifel zu ziehen – darauf mag die Gefühlsökonomie des Antisemitismus offenbar nicht verzichten.

Es war der junge Hegel, der in einer Frühschrift das Mitleid kulturhistorisch auf den Nenner bringen wollte – er wird in diesen Versuch wohl auch eingebracht haben, was der Zeitgeist ihm diktierte: Das jüdische Volk, so Hegel, besitze zwar Tragik, und seine Geschichte sei ein großes Trauerspiel, doch könne dieses Trauerspiel, anders als das griechische, weder Furcht noch Mitleid in uns erwecken; denn Furcht und Mitleid können nur erweckt werden durch den Fehltritt eines schönen Wesens. Das jüdische Wesen aber ruft laut Hegel nur Abscheu hervor, weil es häßlich und gleichsam animalisch geblieben ist und sich nicht wie das griechische zu Freiheit und Idealität erhoben hat.

Also kein Mitgefühl für die Juden! Dieser ‚Geist‘, geboren aus antikchristlichem Überlegenheitsdünkel und schierer Unwissenheit um das nachbiblische Judentum, scheint mir auch Hauffs Novelle zu durchziehen, wenn auch nicht überall gleich stark.

Nun möchte ich Sie auf einen Abweg führen - um daran zu erinnern, daß es auch anders ging in diesen Zeiten - und daß jüdisches Leid sowohl erfühlbar als auch darstellbar war: wie bei Johann Peter Hebel, der es von allen deutschen Dichtern und Denkern als einziger verdient, Les-

sing zur Seite gestellt zu werden. Nicht einen schiefen Ton finden Sie bei Hebel gegen die Juden. Ich lese Ihnen also eine von Hebels Kalendergeschichten vor, eine kurze; ihr Titel lautet: „Glimpf geht über Schimpf“. Sie erschien 1813, und weitere Beispiele ließen sich anfügen:

„Ein Hebräer, aus dem Sundgau, ging jede Woche in seinen Geschäften durch ein Dorf. Jede Woche riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: ‚*Jud! Jud! Judenmauschel!*‘ Der Hebräer dachte: Was soll ich tun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte Baselrappen mit und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief ‚*Judenmauschel!*‘, einen Rappen. Als er wiederkam, standen alle Kinder auf der Gasse: ‚*Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!*‘ Jedes bekam einen Rappen, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an den gutherzigen Juden liebzugewinnen. Auf einmal aber sagte er: ‚Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft und euer sind zuviel.‘ Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: ‚Wenn Ihr uns nicht mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr *Judenmauschel!*‘. Der Hebräer sagte: ‚Ich muß mir’s gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.‘ ... und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.“

Jetzt will ich den Grundlinien nachgehen, die in den wissenschaftlichen Interpretationen von Hauffs „Jud-Süß“-Novelle erkennbar sind:

Die stärkere Linie ist die von Ablehnung und Verwerfung. Seinen schärfsten Kritikern gilt Hauff als Vertreter antisemitischer Spießbürgerei im biedermeierlichen Deutschland, als einer, der seine Berühmtheit zugunsten einer üblen Sache bewußt eingesetzt hat. Dieses Urteil wurde auch über andere Texte verhängt, in denen Hauff von Juden erzählt,

etwa über das Märchen „Abner, der Jude, der nichts gesehen hat“ oder gewisse Passagen der „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“. Für Hauffs Gegner steht fest, daß der „Jud Süß“ zur Verfestigung und Fortschreibung antijüdischer Klischees und Vorurteile beigetragen hat, nicht zuletzt, weil sein Verfasser suggeriere, er erzähle realistisch, von Tatsachen und Wahrheiten. Weiter wird Hauff vorgeworfen, er stelle eine zu enge Beziehung zwischen der Vergangenheit von 1737 / 38 und seiner eigenen Gegenwart, der Restaurationsepoche, her, mit der Absicht, einen alten antijüdischen Affekt wiederzubeleben. Feuchtwangers Verdikt, Hauffs Erzählung sei „naiv-antisemitisch“ wird selbst als naiv abgetan – vielmehr sei der „Jud Süß“ das Produkt eines präzise durchkalkulierten Antisemitismus.

Die zweite Linie: Zwar spricht sich niemand uneingeschränkt für die „Jud Süß“-Novelle aus, doch immerhin wird Hauff von seinen Verteidigern zugute gehalten, daß er Klischees und Vorurteile gegen die Juden überwiegend in seine Figuren verlege. Doch selbst da, in der Figurenperspektive, erscheine nicht alles Jüdische negativ. In Zweifel gezogen würden bei Hauff nicht die Juden, sondern die rückständigen württembergischen Verhältnisse nach 1806. Joseph Süß-Oppenheimer werde als Opfer, nicht als Täter vorgeführt. In einem Plädoyer heißt es, Hauffs Geschichte sei weder antisemitisch noch philosemitisch, vielmehr versuche der Verfasser, in aufklärerischer Mission das Leiden zweier Liebenden darzustellen, die aus religiösen Gründen nicht zueinander finden können: „Romeo und Julia“ im Schwabenland der Frühemanzipation! – Ein Fürsprecher geht sogar davon aus, daß Hauff mit den Juden sympathisiert habe. Ihm erscheinen entsprechende Passagen der Satans-Memoiren als Parodien auf den romantischen Antisemitismus und als Zeichen der Parteinahme für die Juden in ihrem Kampf um Emanzipation .

Mit dem nächsten Schritt sollen in Hauffs „Jud Süß“ die Abweichungen bilanziert werden, all das, was bei einer zweiten oder dritten Lektüre die Eindeutigkeit der ersten stört – anders: Risse im bisher erkannten Judenbild. Es sind vielleicht nur wenige und auch keine großen Risse, die da zu entdecken sind, aber immerhin, sie sind vorhanden. Mir scheinen sie von einem tieferen Wissen zu zeugen, einem Wissen, das zwar nur an wenigen Stellen hervordrängt, aber doch in Intervallen aufsteigen und daran erinnern will, daß alles auch anders sein, anders gesehen werden könnte. Es wird immer dann vernehmlich, wenn der Erzähler die Beziehung seines Helden Gustav Lanbek zu Lea Oppenheimer charakterisiert; einmal heißt es:

„(Gustav) dachte an seinen stolzen Vater, an seine angesehene Familie, und so groß war die Furcht vor Schande, so tief eingewurzelt damals noch die Vorurteile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß sie sogar seine zärtlichen Gefühle für die schöne Tochter Israels in diesem Augenblick übermannten.“ Oder:

„Er teilte zwar alle strengen religiösen Ansichten seiner Zeit, aber er schauderte über dem Fluch, der einen heimatlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den Edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte.“

Zumindest ein Ungenügen am Status Quo des christlich-jüdischen Verhältnisses drückt sich hier aus; ein Bedauern, von dem noch unklar ist, ob es sentimental bleibt oder ob ihm Einsichten folgen.

Nun zu zwei Textpassagen, die ich für die ästhetisch gelungensten halte. Sie beweisen, welch ausgezeichneter Erzähler Wilhelm Hauff sein konnte, wenn er seinem poetischen Instinkt vertraute. Beide Stellen betreffen die räumliche Nachbarschaft der Süß-Oppenheimer und der Lan-

bek in Stuttgart. Die ungleichen Familien wohnen nämlich Zaun an Zaun, eine nachbarschaftliche Nähe, ja, Übernähe, die der Erzähler poetisch optimal ausbeutet, um uns eine zerklüftete Gefühlslandschaft zu zeigen. Hierbei war Hauff, der noch vor E.T.A. Hoffmann die schaurigen Räumlichkeiten des „öden Hauses“ dichterisch vermessen hat, in seinem Element. Hier wurde er hellichtig, so hellichtig wie niemals jener Mochtegern-Historiker, der ihm als sein vorlauter Doppelgänger ständig ins Handwerk pfuscht.

Die erste Stelle ist kaum durch ein zusammenhängendes Zitat zu repräsentieren; sie zieht sich, dialogdurchsetzt, über mehrere Seiten hin – die Szenerie ist folgende:

Am Gartenzaun stehen die verliebten jungen Leute einander gegenüber und strecken sich „durch die Staketen“ die Hände zu; ihr Getrenntsein wird durch das Dunkel um sie her noch verstärkt, in dem keiner so recht das Gesicht des anderen erkennt. Die Begegnung an der kulturellen und religiösen Grenze zwischen den Gärten erscheint als Ersatzhandlung für die häusliche Begegnung, die bürgerlich angemessener wäre, aber unterbleiben muß. Denn der junge Lanbek will nicht in das Haus seiner jüdischen Nachbarn, und Lea darf nicht ins Haus ihrer christlichen – beides wird von ihr ausdrücklich vermerkt. Auch erhält Lea nicht den Hauch einer Antwort auf ihre deutlich geäußerten Wunsch: „(Gustav), Du hast zwei lebenswürdige Schwestern... laß sie mich kennenlernen.“

Dieser Wunsch wird von Lea zwar in der falschen Annahme vorgetragen, daß Gustav sie heiraten wolle – so hat ihr Bruder es ihr eingeimpft; ihre Bitte, die Schwestern kennenzulernen, wäre aber auch ohne diese Annahme verständlich und bei gleichaltrigen Nachbarsmädchen nur normal. Auf der Lanbek-Seite des Zauns hofft übrigens niemand, mit Lea Bekanntschaft zu schließen.

Ins Unwirkliche verzerrt wird die Szenerie schließlich dadurch, daß sich am Zaun wie zwei Ausgeburten der Nacht und zum Schrecken der Jungen plötzlich auch Süß-Oppenheimer und der alte Lanbek gegenüberstehen, allerdings ohne sich erblicken zu können, sie bleiben nur Stimme füreinander, gesichts- und körperlos; Staketenstimmen an einer nicht überschreitbaren, nur überschreibbaren Demarkationslinie. Zum Schluß erstarbt jede Kommunikation, dahin haben die beiden zischenden Männer es gebracht – beim Auseinandergehen der Grundstücksnachbarn ist nur noch Leas „lautes“ Weinen zu hören, „der Minister aber lachte höhnisch“.

Jedoch, die Unheimlichkeit dieser tiefgekühlten Nachbarschaft bleibt nicht auf die Gärten beschränkt, sondern sie zieht auch ins Haus ein und macht das Wohnen selbst in den vertrautesten Räumen frieren. Das aber wird wiederum nur an den Lanbeks demonstriert, die damit begonnen haben, bestimmte Zimmer ihres Hauses abergläubisch zu meiden. Daraus entsteht - wortwörtlich - ein „Exil“, in dem besonders furchtsam die beiden Lanbek-Töchter Zuflucht suchen: in der väterlichen Bibliothek. Der Raum, der gemieden wird, ist eine höhergelegene Kammer: „Hedwig behauptete, (in dieser Kammer) schon öfters Fußtritte und ein schreckliches Stöhnen gehört zu haben, und Käthchen graute, dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand von den Zimmern des gefürchteten Juden Süß trennte“.

So entsteht der Eindruck, die beiden nebeneinander liegenden Häuser wären nur ein einziges, und der befremdliche Nachbar lebte bereits hinter der nächsten Wand und drohe, ins Ureigenste hereinzubrechen. – Auf mich wirkt die Erzählung dieser Nähe-Neuralgie erschütternd. Was immer Wilhelm Hauff damit ‚sagen‘ wollte: Ich bin überzeugt, daß er mit diesen Angst und Beklemmung verströmenden Seelenbildern einer Juden-Phobie das Verhältnis der Christen zur jüdischen Minderheit im

Zeitalter der Frühemanzipation atmosphärisch genau erfaßt hat, und zwar mit den Mitteln der literarischen Schauerromantik, die er zur Darstellung einer neuen, ungewohnten Art der Fremdheit verwendet.

Ich sage: neu und ungewohnt – und damit auch, daß uns von hier an eine immanente Textbetrachtung nicht weiterhilft, sondern daß wir uns der Epoche zuwenden müssen, in der die „Jud Süß“-Novelle spielt und deren Probleme Hauff nachzeichnen, ja, womöglich lösen wollte. In Frageform: Welcher politischen Situation könnte Hauffs Bild von den Juden in den 1820er Jahren entsprochen haben?

Zunächst ein Abriß der Vorzeit: 1498 wurde in Württemberg ein Gesetz erlassen, das die „Ausschließung“ der Juden aus dem Land festlegte. Ein Jahrhundert darauf sollte dieses Gesetz wieder gelockert und Juden „umb Befürderung willen der allgemeinen Commertien“ in Württemberg aufgenommen werden. Auch wenn nur wenige Aufnahmen erfolgten, sie trafen stets auf den Widerstand der Landstände, konkreter: des städtischen Handelsbürgertums, das die zugewanderte Konkurrenz fürchtete. Erst das 18. Jahrhundert brachte „eine mildere Handhabung des Ausschließungsgesetzes“, wie Aaron Tänzer in seiner „Geschichte der Juden in Württemberg“ mitteilt. Zwar blieb dieses Gesetz noch lange in Kraft, es ließ aber Ausnahmen zu, die „Hofschutzjuden“ oder „Hof-faktoren“, „denen im Land zu handeln specialissime erlaubt werden möchte“, so das Generalrescript von 1729. Die „Hofschutzjuden“ standen ausschließlich im Dienst des Landesherrn, und Joseph Süß-Oppheimer war einer von ihnen. Aaron Tänzer schreibt: „Gegen (seinen) Aufenthalt im Lande protestierten die Stände nicht, weil dieser unter die Bestimmung der (Ausnahmeregelung) fiel.“ – Ich zitiere diese Bemerkung, weil Hauff in seiner Novelle vor allem die von stabiler Abneigung getragene Position der Landstände gegenüber den Juden einnimmt.

Doch der „eigenartige Rechtszustand“, wie Tänzer sich ausdrückt - hier das Ausschließungsgesetz, dort die „stillschweigend geduldeten Schutzjuden“ - dieser Zustand schrie nach Veränderung, besonders als Napoleon den Staat Württemberg neugestaltet hatte. Die Fläche des Landes verdoppelte sich - und mit ihr wuchs, zwischen 1805 und 1810, die Bevölkerung von 650 000 auf knapp 1,4 Millionen Menschen; die Zahl der Juden, die in Württemberg lebten, stieg im gleichen Zeitraum von 534 auf über 7000. König Friedrich verkündete noch 1805 das Ende der ständischen Verfassung - damit hörte auch das Ausschließungsgesetz zu existieren auf. Was nun folgte, muß man eine Phase größter Unentschlossenheit nennen; denn einerseits bekundete der Staat den Willen, die Juden als „gleichberechtigte und gleichverpflichtete Untertanen“ zu behandeln, andererseits als „unter Sonderbestimmungen gestellte Schutzbefohlene“, so Tänzer. Was fehlte, war eine einheitliche und dauerhafte gesetzliche Regelung ihrer Staatsangehörigkeit, die Erklärung ihrer allgemeinen Bürger- und Menschenrechte. Doch das ließ auf sich warten, und als schließlich eine Regelung in Kraft trat, im April 1828, war sie halbherzig, von Mißtrauen diktiert und voll diskriminierender Artikel.

Aaron Tänzer nennt das Gesetz von 1828 freundlich „Israelitengesetz“ und unfreundlich „Erziehungsgesetz“. Er rühmt ihm nach, daß es dem „würdelosen Schutzjudentum“ ein Ende bereitet habe, verwirft aber die ungeprüfte Annahme, die ihm zugrunde lag: daß die Juden „erziehungsbedürftig“ seien, staatsbürgerlich verbessert und erhoben werden müßten, bevor sie als ganze, rechte und vertrauenswürdige Glieder der Mehrheitsgesellschaft Anerkennung finden könnten. Trotzdem ringt Tänzer sich ein positives Resümee ab: „Das Gesetz von 1828“, schreibt er, „bedeutet einen entscheidenden Fortschritt und Aufstieg für alle Verhältnisse der Juden. Das Land, das ihnen bisher nur gefühlsmäßig die

Heimat war, wurde ihnen jetzt auch gesetzmäßig eine solche. Aus den ‚Fremden‘ waren Württemberger geworden.“

Das sind bewegende Worte; Dr. Aaron Tänzer, der Rabbiner von Göppingen, schrieb sie Mitte der dreißiger Jahre, als die Juden auch in Württemberg nach und nach in die Rechtlosigkeit zurückgetrieben wurden, eine vollkommeneren Rechtlosigkeit als je zuvor, eine, die ihrer Ermordung vorausging. Tänzer starb Anfang 1937 mit 66 Jahren, nachdem er dreißig Jahre lang das auch für die Gemeinden Kirchheim / Teck, Jebenhausen und Süßen zuständige Göppinger Rabbinat geleitet hatte; durch seinen frühen Tod mußte er das Allerschlimmste nicht erleiden; seine Frau, Berta Tänzer, ist 1943 in Theresienstadt gestorben.

Das württembergische „Erziehungsgesetz“ von 1828 hat nach Rabbiner Tänzer kritischere Betrachter gefunden. Ich möchte besonders auf Utz Jeggles verweisen, der in seinem Buch über die „Judendörfer in Württemberg“ weit weniger die Emanzipation als Zweck und Ziel dieses Gesetzes ausmacht als „Domestikation“, „Anpassung“ oder „eine Ummontierung von Außenseitern“; in einem Fazit schreibt Jeggles: „Daß eine Menschengruppe mit Strenge umerzogen werden sollte, daß achtzig Prozent aller Juden am Rand der Gesellschaft leben sollten, weil sie lediglich das taten, was ihre Väter taten, war für eine sich aufgeklärt nennende Zeit unerhört. Die Perfektibilität des Menschengeschlechts war nicht mehr als ein verschönendes Wort für die Fungibilität der Juden, für die Nivellierung auf ein Einheitsmaß, das der christliche Staat setzte.“

Es ist nicht möglich, das „Erziehungsgesetz“ von 1828 hier ausführlicher zu erläutern; ich möchte jedoch Ihren Blick auf die Vorgeschichte lenken, jenes knappe Jahrzehnt, in dem, mit Jeggles Worten, auch in Württemberg „die Judenfrage die Öffentlichkeit bewegte und erregte“. Noch die Schlußdebatte im Landtag war von heftigen Emotionen ge-

prägt, der publizistische Kampf davor mit Vehemenz geführt worden, von den Gegnern der Emanzipation ebenso wie von ihren nicht so zahlreichen Befürwortern. Im Streit miteinander lagen grob gesprochen zwei Forderungen: die eine lautete Unterwerfung, die andere Unterdrückung oder Vertreibung. Utz Jeggle schreibt: „Einen dritten Weg sah man nicht. Das Fehlen einer vernünftigen Lösung steigerte die Rigorosität der Auseinandersetzung und führte schließlich zu faulen Kompromissen.“

Zur Vorgeschichte dieses Gesetzes gehört auch Wilhelm Hauffs „Jud Süß“-Novelle; sie kann als eine der gravierenden Äußerungen zur anstehenden Emanzipation der Juden in Württemberg und allenthalben in Deutschland gelesen werden – doch eine vernünftige Lösung hatte auch sie nicht zu bieten. Es werden in ihr, im großen ganzen, die Positionen der Landstände vertreten, in Württemberg durch altes, gutes Recht ein legitimer, zur Mitregierung bestimmter Machtfaktor.

Die Stände setzten sich aus den Prälaten, der Ritterschaft und der sogenannten Landschaft zusammen; diese drei Gruppen sind bei Hauff exemplarisch vertreten: durch den Obristen und Stallmeister von Röder, den lutherischen Prälaten Klinger sowie den Landschaftskonsulenten, sprich: Anwalt oder Justitiar der Bürger in den Amtsstädten, Herrn Lanbek senior, Gustavs Vater – dieses Triumvirat heckt die Gegenverschwörung aus: Sie soll den putschverdächtigen Süß-Oppenheimer zu Fall bringen, der seinem Landesherrn angeblich nicht nur katholische, sondern auch absolutistische Grillen in den Kopf gesetzt hat.

Wilhelm Hauff entstammte selbst dieser staatstragenden, loyalen Verwaltungsschicht, der „Ehrbarkeit“, und er darf zu den Beschützern ihrer Tradition gezählt werden – als solcher gibt er sich auch zu erkennen: einmal im schon erwähnten Roman „Lichtenstein“, in dem er, nach

erheblichen Zugewinnen katholischer Landstriche, den Führungsanspruch des evangelischen Altwürttemberg für das neue Ganze bekräftigt und dessen Staatsraison zur einzig vernünftigen erklärt; dann, indem er dem „Jud Süß“ die bereits zitierten Verse vorausschickt:

„Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehen,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen stürmisch sich erneun.“

Das sind Verse Ludwig Uhlands, und sie stammen aus dem Prolog zu Uhlands Trauerspiel „Ernst Herzog von Schwaben“, aus einem Bühnenstück also, das zur Feier der ersten württembergischen Verfassung im Oktober 1819 in Stuttgart aufgeführt wurde. Einige Zeitgenossen sollen sich damals gewundert haben, daß namentlich der Prolog nicht von der Zensur beanstandet wurde, zumal er eine Urzeit beschwört, von der es an späterer Stelle heißt: „Des Fürsten und des Volkes Rechte sind / Verwoben...“ Dieses Verwoben-Sein freilich ist nicht kampflos entstanden, und die Kämpfe, die darum geführt werden mußten, sieht Uhland in der Gegenwart der jungen württembergischen Monarchie sich wiederholen. Warum? Weil der alte Ständestaat zugunsten des modernen Verfassungsstaats abgeschafft ist. Und weil noch nicht geklärt scheint, wie Recht und Macht neu zu verteilen seien. Wer ist das „Volk“, von dem Uhlands Prolog spricht? Die alten, an der Macht partizipierenden Stände? Oder das Stimmvolk in einem modern-demokratischen Sinn?

Ich kann das Problem, das hier aufgeworfen wird, nur skizzieren; deutlich spürbar jedoch scheint mir die Unsicherheit und das Zaudern auf der Schwelle zu einer neuen Zeit sowie der mächtige Wunsch, sie

mitzugestalten – wie etwa beim „Erziehungsgesetz“ für die neuerdings zum Land gehörenden Juden, das noch einmal und unverkennbar die Handschrift der Stände und ihrer parlamentarischen Vertreter trägt.

Die württembergischen Frühliberalen einer im großen und ganzen landständisch-ehrbaren Herkunft - von Uhland bis Hauff, von Pfizer bis Schwab und Karl Mayer - wollen die Juden nicht länger ausschließen. Sie sind grundsätzlich für deren Emanzipation und Integration, vorausgesetzt die Juden wollen werden wie sie selbst. Sie sind tolerant, gegen denjenigen, der es ihnen gleichtut und ununterscheidbar werden möchte. Dabei gehen sie zweifelsfrei von der Überlegenheit ihrer eigenen Kultur aus – die kulturellen Eigenheiten der Juden sind ihnen unwillkommen und sollten abtrainiert werden. Fröhlich und herzlos rufen sie den Juden zu, endlich davon zu lassen, etwa in einem Uhland-Gedicht, wo es heißt: „Der ist ein jüdisch ekler Gauch, / Wer solch ein Fleisch verachtet...“ Ein „Gauch“ ist ein „Narr“, und das Gedicht trägt den Titel „Metzelsuppenlied“.

Ein weiterer Mechanismus solch burschikoser Integrationsabsichten trat in den 1830er Jahren zutage, als die württembergischen Frühliberalen in einen publizistischen Schlagabtausch mit Heinrich Heine gerieten. Heine steht ihnen für alles, was die Juden ablegen müssen, wenn sie dazugehören wollen; ich zitiere sinngemäß: ihren Witz mit Hang zu Spott, Dreistigkeit und Polemik, ihren an Haß grenzenden Kritizismus, ihre Unversöhnlichkeit gegen das Ideal und die wahre Schönheit (Hegel läßt grüßen!). Heine wird für sie zum Menetekel: Obwohl er sich taufen ließ, ist er inwendig Jude geblieben und versucht weiterhin, dem jüdischen Eigensinn in der christlichen Gesellschaft Raum zu verschaffen. Sein Name klingt ihnen wie ein Synonym für jene Juden, die nicht integrierbar, nicht bürgerlich verbesserbar sind und darum ausgeschlossen bleiben oder separiert werden müssen. Diejenigen, die Aufnahme be-

gehen, werden gewarnt, „mit einem Heine unter der Decke zu spielen“, sonst bräuchten sie sich nicht zu wundern, wenn die Judenfeindschaft überhand nehme; den assimilationswilligen Juden wird Heine als Drohbild vorgehalten.

Vielleicht übertreibe ich: Aber Heine scheint für seine schwäbischen Gegner so etwas wie der „Jud Süß“ der Kultur gewesen zu sein, also der Vorreiter eines „Judaismus“ - so wurde damals das jüdische Selbstbewußtsein genannt -, der das kulturelle Klima mitregeln will, und ich füge hinzu: so wie aus ihrer Sicht Joseph Süß-Oppenheimer das ökonomische Klima mitregeln wollte – womit ich zu einer abschließenden Betrachtung komme:

Wilhelm Hauffs „Jud Süß“-Novelle aus dem Jahr 1827 ist das literarische Dokument einer Schwellenzeit, der frühen Moderne mit ihren staatspolitischen und gesellschaftlichen Umbrüchen. Die Welt der homogenen, überschaubaren Ständegesellschaft liegt hinter den Zeitgenossen, das Ziel einer neuen Verfassungswirklichkeit, etwa mit gleichen Bürgerrechten für die Vertreter unterschiedlicher Kulturen, Nationen und Religionen, ist noch nicht erreicht. Die liberale Oberschicht Württembergs, zu der auch Wilhelm Hauff gehört, schwankt, kippt und wackelt unentschlossen zwischen „alt“ und „neu“. In dem mittlerweile neunzigjährigen, noch immer unbewältigten Süß-Oppenheimer-Fall sucht Hauff paradoxerweise Lösungen für die Probleme seiner Gegenwart.

Das Bild von den Juden, das er dabei entwirft, ist jedoch keineswegs einheitlich. So stellt er dem „Jud Süß“ dessen Schwester Lea gegenüber; diese Figur zu erfinden, hätte Hauff nicht nötig gehabt, hätte er uns über die Juden immer nur ein und dasselbe sagen wollen. Lea Oppenheimer tritt als Inhaberin eines vollen bürgerlichen Namens auf; ihr

Name ist weder denunziatorisch verhunzt noch steckbriefhaft wie „Jud Süß“, sondern er klingt wie ein Versprechen: auf Emanzipation. Lea Oppenheimer wird bei Hauff zur Hauptfigur einer Tragödie, und ich bin sicher, daß er es wie sein Held Gustav Lanbek bedauert hat, Lea nicht retten zu können. Es muß ihn verdrossen, wenn nicht gequält haben, daß die Gesellschaft für sie noch nicht reif war.

Die tragische Figur der Lea hat in einem anderen Werk Hauffs eine ältere Schwester, nämlich „das gebildete Judenfräulein“ in den Satans-Memoiren. Diese Schwester soll komisch wirken: So wie Lea pathetisch überhöht wird, wird das „gebildete Judenfräulein“ satirisch überhöht. Es gehört zu jenen aus dem Ghetto befreiten Frankfurter Juden, „die noch vor dreißig Jahren keinen Fuß auf den breiten Weg der Promenade setzen durften, sondern bescheiden den Nebenweg gingen; dieselben, die den Hut abziehen mußten, wenn man ihnen zurief: ‚Jude, sei artig, mach dein Kompliment!‘. Dieselben, die jede Nacht eingepfercht wurden in ihr schmutziges Quartier. Und wie so ganz anders waren sie jetzt anzuschauen. Überladen mit Putz und köstlichen Steinen saßen die Frauen und Judenfräulein...“

Fast im Reportagestil, wenn auch mit parodistischen Spitzen - also vermutlich in ambivalenter Haltung -, versucht Hauff am Beispiel des „gebildeten“ Fräuleins, das Vulgär-Neureich-Ungebildete abzuschildern, das für ihn an den Frankfurter Juden hervortritt, nachdem sie von der „Judengass“ in die „neue Judenstraße“ umgezogen sind: Sie trinken gezuckerten Bornheimer Äppelwoi und nennen’s Champagner; sie berlinern recht preußisch daher, um ihren hessischen Dialekt zu verstecken; sie verabscheuen die Klassiker, vorneweg Schiller, und ziehen ihnen billig-romantische Unterhaltungs-Schmonzetten vor.

Sie bieten, mit Hauffs Blick gesehen, die fleischgewordene Parodie auf ein humanistisch gebildetes Bürgertum - aber ich glaube nicht, daß

Wilhelm Hauff mit ihrer Darstellung vor dem Versuch warnen wollte, die Emanzipation der Juden überhaupt in Angriff zu nehmen; geschweige denn daß er im Gegenteil beabsichtigt hätte, den „satanischen Charakter des antisemitischen Vorurteils“ zu enthüllen, wie ein wohlmeinender Interpret vermutet. Vielmehr glaube ich, daß Hauff das Judenfräulein im grellen Licht der damaligen Erziehungsgesetze erscheinen läßt, überzeugt von der Notwendigkeit, die Juden bürgerlich zu verbessern – im selben, nicht ganz so grellen Licht wollte er vermutlich auch Lea Oppenheimer zeigen.

Für ihren Bruder leuchtet dieses Licht nicht – darum steht ihm auch kein bürgerlichem Name zu, er heißt nur „Jud Süß“; für ihn gibt es kein Versprechen. Er zählt zu denen, die man zumindest wegsperren muß, so wie „Abner, den Juden, der nichts gesehen hat“, eine Figur aus Hauffs orientalischem Märchenland. An der „Abner“-Geschichte wird einmal mehr offenkundig, wie unbeschwert – kaum sind die ehemaligen Frankfurter Ghetto-Juden bedauert – Hauff der grobschlächtigsten Verallgemeinerungen fähig ist: „Juden gibt es überall“, schreibt er eingangs, „und sie sind überall Juden: pffiffig, mit Falkenaugen für den kleinsten Vorteil begabt, verschlagen, desto verschlagener, je mehr sie mißhandelt werden, ihrer Verschlagenheit sich bewußt und sich darauf etwas einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch seine Pfiße zu Schaden kommt, bewies Abner...“

...und ebenso „Jud Süß“, könnte man ergänzen; doch für den gibt es keine Gnade. Kommt Abner mit Prügel- und Geldstrafen davon sowie mit dem zynischen Rat, sich selbst einzuschließen, muß Süß-Oppenheimer sterben. Indem Abner am eigenen Leib und Besitz das grausame Regiment des „Königs von Marokk“ erleidet, dient er sozusagen dem Staat. In Hauffs Märchenland erscheint das ausreichend. Im Land Württemberg nicht.

Lea Oppenheimer spürt zeitig, worauf der Prozeß gegen ihren Bruder hinausläuft. Sie will sein Leben retten, mit naiver, humaner Logik – und richtet an Gustav, gewissermaßen als Vertreter der Allgemeinheit, die Frage: „Was nützt sein Tod diesem Lande?“ Diese Frage klingt rhetorisch – aber nur so lange, bis wir das 15. und letzte Kapitel erreichen; es ist das Legitimationskapitel der Novelle, in dem rein- und weißgewaschen werden soll. Erst hier erweist sich die von Lea gestellte Frage als Kernfrage, und sie wird mit brutaler, primitiver Logik beantwortet.

Hauff tastet sich geschickt heran:

Zuerst zitiert er das Todesurteil: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abscheulichen Exempel.“

Dann verwandelt er sich in einen Moralkritiker und schreibt: „Beides, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Württemberg verfahren konnte, und seine Strafe, sind gleich auffallend und unbegreiflich in einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Zivilisation und Aufklärung hinter sich gelassen...“

Den vom Autor selbst nahegelegten Schluß zieht er daraus aber nur im Irrealis, und selbst dieser Irrealis verliert sich schnell in einem verwinkelten, labyrinthischen Satzbau; Hauff fährt fort: „Man wäre versucht, das damalige Württemberg der schmäglichsten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein Umstand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die Tat entschuldigt, doch ihre Notwendigkeit darzutun scheint.“

Noch einmal: Die „Tat“ ist zwar nicht entschuldbar, aber sie erscheint notwendig! Ein Argument, das in der Moderne noch groß Karriere machen sollte ... nicht nur ein Justizmord aus dem alten Württemberg ließ sich damit rechtfertigen, auch Staatsstrieche und Schauprozesse. Doch im Grund gehorcht dieses Argument einer archaischen Vorstellung: der

vom Sündenbock. Wofür Süß-Oppenheimer sterben mußte, bleibt auch im Schlußteil von Hauffs Novelle nebulös; wichtiger scheint, für wen er seinen „schmählichen Tod“ zu sterben und wessen Schuld er zu tragen hatte.

Für Hauff ist es die Schuld „mächtiger Männer“, mächtig selbst noch nach ihren „Schandtaten“. Ihre „Verwandtschaften“, ihr „Ansehen“ sowie „heimliche Versprechungen“ retten sie schließlich vor dem Galgen, obwohl ihre Vergehen keinesfalls geringer sind – nur „den Juden konnte und mochte niemand retten“; „konnte und mochte“: lapidarer läßt sich das dem Staatswohl kalt servierte Menschenopfer nicht begründen. Dem alten Lanbek, in dem Hauffs eigener Großvater verkörpert ist, fallen dazu fast gemütlich klingende Worte ein: „Man schrieb, was die übrigen verzehrt hatten, auf seine Zeche“, sagt er. So lautete auch die Sprachregelung, auf die das liberale, teils von sich selbst erschrockene Württemberg sich für lange Zeit geeinigt hat.

Indessen scheint Hauff, der die schulddämpfende Rede vom Sündenbock gleich mehrmals aufgreift, ihr am Ende doch nicht recht zu trauen. So wie seine Sätze im Schlußkapitel sich zuweilen winden, um nicht an harten Tatsachen und Wahrheiten zu zerschellen, so könnte auch das kollektive Gedächtnis des Landes sich gewunden haben – irgend was war faul im Lande Württemberg. Der behauptete Nutzen lag nach der Hinrichtung Süß-Oppenheimers vielleicht doch nicht so klar auf der Hand, wie mancher es ausgerechnet hatte. Hauff schreibt: „Es sind seitdem neunzig Jahre verflossen, und wir wissen nicht, ob damals der Tod dieses Mannes die Gemüter über alles Frühere beruhigte und befriedigte.“

Genau das ist nämlich die Funktion des Sündenbocks: „beruhigen“ und „befriedigen“; Hauff weiter: „Ein Edikt des Administrators wenigstens scheint es nicht ganz zu beweisen, denn er sah sich genötigt zu

verordnen: ‚daß die Untertanen alle widrigen Nachreden und Urteile über den hochseligen Herrn‘ - sprich: den verstorbenen Herzog - ‚vermeiden und denselben im schuldigst-respektueusesten Andenken halten sollten.‘¹¹

Es muß sich dabei um eine Art Erinnerungs- oder Gedenkvorschrift gehandelt haben: damit niemand bei dem Gedanken blieb, ein anderer als „Jud Süß“ könne der Schuldige sein – denn andernfalls wäre sein Tod dem Land zu nichts nütze gewesen, und man hätte am Ende vielleicht einsehen müssen, ihn umsonst getötet zu haben. Diese Vorschrift zur Gedächtnislenkung zusammen mit der demonstrativ grausamen Hinrichtung (inklusive der jahrelangen Zurschaustellung der sterblichen Überreste) schreit die Sündenbockrolle geradezu ins Land hinaus; beides verrät aber zugleich jenen Überschuß, der dem schlechten Gewissen entspringt.

Es ist erstaunlich, daß Hauff jenes „Edikt“ zur Anleitung öffentlichen Erinnerens erwähnt – mag ihn sein Sinn für historische Gerechtigkeit dazu getrieben haben; die inszenierte Grausamkeit der Hinrichtung sowie ihren Volksfestcharakter übergeht er wortlos.

Zusammengefaßt läßt sich sagen:

In der Gegenwart der Frühemanzipation verkörpert „Jud Süß“ für Wilhelm Hauff den Dämon des Nicht-Integrierbaren. Was mit Lea Oppenheimer denkbar und wünschenswert ist, wäre mit dem „Jud Süß“ auf keinen Fall möglich; deshalb hat er auch keinen zukunftssträchtigen Bürgernamen – schon sein Name ist Richtspruch. So können auch die faustisch-satanischen Züge dieses Mannes kein Zufall sein: Dieser ähnelt den Alchimisten, weil er Geld zu Macht und Macht wieder zu Geld umschmilzt, und einem der Söhne des Landes, das er auf diese Art erobern will, Gustav Lanbek, bietet er einen Teufelspakt an. Das alles sind Moti-

ve, die andeuten, daß Hauff den „Jud Süß“ für eine Gestalt des absolut Bösen gehalten hat.

Der Schweizer Germanist Peter von Matt sieht Wilhelm Hauff im Kreis der romantischen Erzähler als den großen Entdämonisierer, der aus gefährlichen „Wirklichkeitskrisen“ nicht, wie sein Gegenpol E.T.A. Hoffmann, in Dunkel und Wahnsinn, sondern in Helligkeit und Bewußtheit führe. Von Matt beschreibt diesen Vorgang als „Umprogrammierung eines dämonischen Erzählsystems in eine bürgerliche Erziehungsagentur“. Das ist für Hauffs Märchen gesagt, es scheint mir aber auch für einige Figuren in den Novellen zu stimmen, zum Beispiel für Lea Oppenheimer. Ich wage die Behauptung, daß Hauff an ihrer Gestalt die Entdämonisierung des überlieferten Judenbildes zumindest versucht hat. Nicht jedoch an der Gestalt ihres Bruders; ihr beläßt er die angehängte, sozial konstruierte, historisch tradierte Dämonie, ja, er verstärkt sie noch, um im Bild des „Jud Süß“ jenen Typus zu separieren, der unter kein „Erziehungsgesetz“ fallen kann, sondern aus der Gesellschaft dauerhaft verstoßen, im schlimmsten Fall beseitigt werden muß.

Darum ist Wilhelm Hauffs Novelle ein Meilenstein in der Geschichte des Antisemitismus.

Sie steht am Beginn einer traurigen Zukunft, die der Rabbiner von Frankfurt in Lion Feuchtwangers „Jud Süß“-Roman vorhersagt. Er gehört zu jener Delegation deutscher Juden, die in Stuttgart anreist, um Joseph Süß-Oppenheimer freizukaufen; der Rabbiner richtet an den Herzog, der das Todesurteil bereits unterschrieben hat, folgende Worte: „Was er getan hat, wird man sagen, hat die ganze Jüdischheit getan. Wenn man ihn wird aufhenken und die Christen, seine Konsorten, gehen frei herum, wird man sagen, die Judenheit ist schuld an allem, und es wird kommen neuer Haß und Verfolgung und Bosheit über die ganze Judenheit.“

Prophetische Worte – genau so ist es gekommen!

Wie Shakespeares Shylock entlief auch der „Jud Süß“ dem Gehege der Kunst und gespensterte monströs durch die Zeiten, vermutlich mit noch schlimmeren Folgen. Man würde gerne sagen: Dafür ist Wilhelm Hauff nicht verantwortlich, das konnte er nicht wissen! Was er jedoch hätte wissen müssen, ist, was jeder Schriftsteller wissen muß: daß man den Weg seiner Geschöpfe durch die Zeiten nicht kontrollieren kann und ihnen deshalb menschliche Züge verleihen soll.